

mernde Himmel, da sind Wiesen mit merkwürdigen Baumreihen, die, beugt man sich näher heran, keineswegs aus Bäumen, sondern aus willkürlichen Aufrauhungen des Papiers bestehen, da sind immer wieder vage Täler, durchschnitten von eiskalten Bergkonturen, da sind Gewässer, Wälder, Hügel und Gärten von zartestem Duft. Hier herrscht Feuchte und Ungewißheit, dort Licht und Glut, dort klarste, gradezu unbarmherzige Klarheit.

Außer mir ist nur noch ein kleiner, kränklicher Mann mit einem kurzen schwarzen Vollbart und unruhigen Augen im Zimmer. Wie ich so von Bild zu Bild gehe, näher herantrete und mich wieder zurücklehne, kommt er plötzlich auf mich zu und beginnt ohne weiteres, mir die Werke zu erklären.

Man müßte, um sie zu verstehen, vor allen Dingen in dem von ihm begründeten System der trilogistischen Philosophie zu Hause sein. Er hätte bereits vor Jahren mit Haeckel monatelang über den Trilogismus disputiert. Was die Bilder anlangte, so seien sie nichts. Er schäme sich, sie überhaupt Bilder zu nennen. Es handle sich lediglich um Studien. Später sollten einmal wirkliche Bilder daraus werden. Bilder, die ihren Sinn nicht in sich selbst hätten, die vielmehr bezweckten, der gequälten Menschheit seine Lehre, die sich in ihrer wissenschaftlichen Form bereits erschöpft habe, auf eine neue Weise darzubieten. Der Trilogismus baue sich, wie ich schon aus dem Namen schließen könnte, auf der überall wiederkehrenden Dreiheit der Begriffe auf. Vor allen Dingen müsse man sich folgendes klarmachen: Entwicklung gleich Akus, Anpassung gleich Bekus, Schlußfolgerung, das Wichtigste, gleich Cekus.

Jedesmal, wenn ich eine Frage einzuwerfen versuche, werde ich mit einem wirren Durcheinander von philosophischen Fachausdrücken und Schlagworten aus Haeckelschen Schriften überschüttet. Auch wie ich versuche, ihn zu Erklärungen über die Entstehungsweise der merkwürdigen Bilder zu veranlassen,

weicht er aus und schweift ab. Erst als er merkt, daß ich nicht aus bloßer Neugierde, sondern aus einer ehrlichen Ergriffenheit vor der fremden und fernen Welt, die sich in den Aquarellen auftut, frage, geht er eine Weile beiseite und besinnt sich. Dann fordert er mich auf, heute nacht gegen zwei Uhr zu ihm zu kommen, um diese Zeit könnte ich alles mit meinen eigenen Augen sehen. Seine Adresse wäre soundso. Dabei nennt er mir eine Gasse in der Altstadt. Und wie ich zu bedenken gebe, daß zwei Uhr nachts doch eine ungewöhnliche Stunde wäre, erfahre ich, daß er bis zu diesem Zeitpunkt schlief. Den Rest der Nacht müsse er arbeiten. Da entstünden dann zwanzig, dreißig, ja zuweilen fünfzig und mehr solcher Aquarelle in einem Zuge. —

Ich finde mich pünktlich ein, er nimmt mich unten an der Haustür in Empfang und führt mich drei Treppen hinauf in sein Arbeitszimmer. Es ist ein kleiner Raum mit schräger Decke und abgesenktem Fußboden. Peinliche Sauberkeit überall. Das Zimmer eines Kleinbürgers mit selbstgebastelten Bilderrahmen, Kommodenaufsätzen, Blumenvasen und dergleichen. Auf dem Tisch ein Haufen Zeichenblätter, alle genau von demselben Format, ein Tuschkasten, ein Glas Wasser und ein offenes Taschenmesser. Daneben eine Petroleumlampe.

Der Schwarzbärtige ist übergelukkig, daß er jemand gefunden hat, mit dem er über Kunst, Philosophie und höhere Gegenstände reden kann. Uebrigens war er früher, ehe er Philosoph wurde, Gärtner. Er ist verheiratet. Seine Frau betreibt im Erdgeschoß einen bescheidenen Handel mit Nähmaschinen und Fahrrädern. Er braucht sich um nichts zu kümmern, seine Frau wie auch seine Bekannten und Verwandten wissen, was sie seinem Geistesflug schuldig sind.

Nun sitzt er da, feuchtet ein Blatt an, fährt mit dem Pinsel scheinbar wahllos darüber und steigert die zufälligen Bildungen durch schnelle und traumhafte Eingriffe mit den Fingern, die sich tupfend bewegen, und mit dem Taschen-